

Einleitung

Forschungsinteresse: Vom Tabubruch zum Epochenwandel?

Im Frühjahr 2000, als die Entscheidung zu diesem Forschungsprojekt fiel, knisterte es auf den Schreibtischen ostdeutscher Stadtforscher. Ein neuer Gegenstand der Stadtforschung verlangte Aufmerksamkeit: schrumpfende Städte. Hochemplosiv erschien der Begriff, hochemplosiv das Thema Wohnungsleerstand; noch wurde darüber weder in Chemnitz – dem Schauplatz der vorliegenden Fallstudie – noch in anderen Teilen Deutschlands öffentlich geredet. Für das Exposé meiner Dissertation suchte ich die Buchstaben für „schrumpfende Stadt“ zum ersten Mal auf der Tastatur zusammen, der Schreibfluss stockte bei diesem ungewohnten Begriff. Einige Jahre später, beim Verfassen der fertigen Arbeit, finden die Finger beim Schreiben mühelos ihren Weg über die Tastatur.

In Chemnitz brach das Tabu im Mai 2000 mit den ersten Artikeln zu Leerstandszahlen und Abrissplänen in der Lokalpresse. Dem folgte ein mühsamer und konfliktreicher Diskurs vor Ort. Etwa gleichzeitig tagte die von der Bundesregierung eingesetzte „Kommission für wohnungswirtschaftlichen Strukturwandel“, die erörterte, was auf nationaler Ebene zu tun sei. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema innerhalb der Stadtforschung fand in kleinen Diskussionskreisen von wenigen Interessierten statt und drehte sich um die Radikalität der vollzogenen und vor allem der noch zu erwartenden Entwicklungen. Von einem historischen Bruch in der Entwicklung der Städte nach Jahrhunderte langem Wachstum war die Rede, von einem „Paradigmenwechsel hin zu Modellen der Stadtentwicklung, die unabhängig sind von der Idee quantitativen

Wachstums“ (vgl. Weiske und Schmitt 2000: 161). Pointiert stellte Wolfgang Kil fest, dass wir uns am Ende einer Epoche befänden, nämlich am Ende des industriellen Zeitalters, und stellt die Frage, was das neue Zeitalter charakterisieren könnte und welche Zukunft Landstriche und Städte haben können, die staatlich nicht mehr zu versorgen sind und auf Dauer ausdünnen oder brach fallen werden.

Noch eher als ZuhörerIn denn als Mitdiskutierende faszinierte mich die Neuheit des Themas, die Energie, die in den Diskussionsrunden spürbar wurde, sobald der Begriff „Schrumpfung“ fiel. Und mich faszinierte die Tragweite der Fragen, die gestellt wurden. Ich fühlte mich als Zeitzeugin einer mittleren Revolution in meiner Lebenswelt und in der eigenen Disziplin.

Ich las die Texte von Häußermann und Siebel aus den 1980er-Jahren, die den Begriff „Schrumpfende Städte“ eingeführt hatten. Inzwischen sind sie zu Standardwerken in den Literaturverzeichnissen über Stadtumbau und Leerstand geworden. Im Jahr 2000 holte man sie gerade erst aus den Schubladen. Häußermann und Siebel (1985, 1987, 1988) sprachen davon, dass die Stadtsoziologie in den schrumpfenden Städten einen neuen Gegenstand haben werde. Mit Bezug auf das Ruhrgebiet und vor dem Hintergrund des allgemeinen Geburtenrückgangs versuchten sie eine Auseinandersetzung mit dem Wachstumsparadigma anzuschieben. Spätestens seit der Industrialisierung sei Stadtentwicklung identisch mit Wachstum, von dem man aber in Zukunft nicht mehr ausgehen könne:

„Seit über einem Jahrzehnt wachsen die Städte nicht mehr, ihre Einwohnerzahlen gehen zurück, die Arbeitslosigkeit nimmt zu, Fabrikhallen stehen leer, ebenso die neuesten Sozialwohnungen, die städtische Brache wird zum gewohnten Anblick, Schulen und Schwimmbäder werden geschlossen, sogar die Immobilienpreise fallen, und all dies sind nur schwache Indizien für das, was sich ab dem Jahr 2000, wenn die Bevölkerung der Bundesrepublik massiv zurückgehen wird, in den großen Städten abspielen könnte.“ (Häußermann u. Siebel 1987: 8)

Der Blick auf die ostdeutschen Städte im Jahr 2000 machte die Texte schlagartig zur wahr gewordenen Prophezeiung. Die städtische Brache war allseits Realität geworden. Etwa eine Million Wohnungen standen leer, Industriebrachen überall. Weiske und Schmitt diagnostizierten im Sommer 2000 noch ein allseits bedrücktes Schweigen zu diesem Phänomen. Für die städtische Öffentlichkeit sei der Rückgang ein Unthema, von dem lähmende und stigmatisierende Wirkung ausgehe. Die lokalen EntscheidungsträgerInnen erlebten die Entwicklung zwar als

bewusst wahrgenommenes Problem, entwickelten aber keine positiven Handlungsmöglichkeiten, da sie in der Wachstumslogik verharrten. Die StadtforscherInnen als dritte Akteursgruppe schließlich hätten die Anregungen zur Diskussion bisher nicht aufgegriffen bzw. wieder fallen gelassen. Diskussionsbedarf gebe es nun „auf allen Ebenen bei den Praktikerinnen und den Theoretikerinnen der städtischen Entwicklungen“ (Weiske u. Schmitt 2000: 163). Um zu neuen Perspektiven und Verfahren zu kommen, sei eine „Qualifizierung des wissenschaftlichen und des alltagsweltlichen Denkens angesagt: die Entkoppelung der Idee der Entwicklung von der Idee des Wachstums“ (ebd.).

Es ist die Frage nach dieser Entkoppelung des Entwicklungsbegriffs von der Wachstumserwartung, der die vorliegende Arbeit nachgeht. Mich interessierten weniger die praktischen Implikationen des Bevölkerungsrückgangs und des Wohnungsleerstands für die Stadtpolitik, stattdessen wollte ich herausfinden, was die vorbewussten aber handlungsleitenden Muster im Diskurs waren. Woher rührten all die Vorsichtigkeiten, Emotionen und Tabus, die schließlich zu der Deutung führten, dass eine Stadt, die schrumpft, eine Verliererin sei? Weshalb war es so lange nicht einmal möglich, öffentlich über die Schrumpfungerscheinungen zu reden? Was blockierte die Formulierung positiver Konzepte? Die Arbeit beleuchtet daher die Deutungsarbeit von Akteuren der Stadtentwicklung in einem ganz konkreten empirischen Fall, dem Diskurs um die schrumpfende Stadt Chemnitz.

Neben der Frage nach den Deutungsmustern, die dem Diskurs zugrunde lagen, wollte ich herausfinden, ob das Ereignis des Schrumpfens von Städten die Deutungen von Stadtentwicklung so weit erschüttern kann, dass es zu Veränderungen der Deutungen kommt – und ob also zum prophezeiten Epochenwandel empirische Einsichten zu liefern wären. Die Arbeit leistet also einen Beitrag zur Reflexion der Ereignisse, die für PraktikerInnen und TheoretikerInnen in der Stadtentwicklung interessant sein dürfte sowie für alle, die sich für die Veränderung von Denkmodellen und Weltansichten interessieren.

Dazu wurde der lokale Diskurs um die Entwicklung der schrumpfenden Stadt Chemnitz über 18 Monate beobachtet und aus den gewonnenen Daten herausgearbeitet, in welchen Deutungsmustern Stadtentwicklung gedacht wird. Mit Hilfe von Theorien zu kulturellem Wandel bzw. zur Transformation von Deutungsmustern werden die Befunde interpretiert und Tendenzen von Veränderungsprozessen herausgearbeitet.

Die Arbeit hat einen zweiten Schwerpunkt. Quer zur Fragestellung räumt die der Nachvollziehbarkeit und Transparenz des Forschungsprozesses sehr viel Raum in der Darstellung ein. Das betrifft die Entscheidungen und Überlegungen, die diese Anfangsphase des Projektes ge-

prägt haben, des Weiteren methodische und methodologische Überlegungen sowie die pendelnde gedankliche Bewegung zwischen Theorie und Empirie. Einer nachvollziehbaren Darstellung der konkreten Vorgehensweise bei der Datenerhebung und -auswertung räume ich einen besonderen Stellenwert in der Niederschrift ein.

Ich beginne im Folgenden mit der Darstellung der Entwicklung von Fragestellung und Forschungsgegenstand. Anschließend wird der Forschungsstand zu schrumpfenden Städten mit Fokus auf die Diskussion um den Paradigmenwechsel umrissen. Im zweiten Kapitel werden theoretische Bezugspunkte der Arbeit vorgestellt, gefolgt vom Kapitel zu methodischen/ methodologischen Fragen. Im vierten Kapitel führe ich die LeserInnen in den untersuchten lokalen Kontext ein.

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt in zwei Kapiteln: In Teil I werden zunächst die erarbeiteten Deutungsmuster zur Stadtentwicklung nacheinander dargestellt und in Teil II dann mit der Akteursebene zusammengebracht und zueinander in Beziehung gesetzt. Dabei werden Tendenzen für Veränderungen im Gefüge der Deutungsmuster aufgezeigt. In der Diskussion werden die Ergebnisse auf dem Hintergrund von Theorie und Forschungsstand diskutiert sowie ein Ausblick auf weiterführende Forschungsfragen gegeben.

Ausgangsheuristik: Eine Drift zwischen sozialem und kulturellem System

Die zündende Idee für das Projekt lieferte der Aufsatz „Ritual und sozialer Wandel: ein javanisches Beispiel“ von Clifford Geertz (1995: 96ff.). Er beschreibt die Konflikte und Verwirrungen um das Begräbnis eines kleinen Jungen in Modjokuto, einer kleinen Stadt im östlichen Zentraljava, das beinahe nicht zustande kommt, zumindest erfolgt es zu spät. In der Lesart der Beteiligten kann eine verzögerte Beisetzung verheerende Folgen für die Seele des kleinen Jungen haben. Weil aber die Personen, die für das Begräbnisritual kooperieren müssten, inzwischen zu verfeindeten politischen Gruppierungen gehörten und sich weigerten, das Begräbnis miteinander durchzuführen, verzögerte sich die Beisetzung. Geertz diagnostiziert, dass die soziale Realität in der Stadt ein neues soziales Rollengefüge hervorgebracht hat, das sich entfernt hat von kulturellen Mustern, die auf der alten dörflichen sozialen Realität basierten.

„Insgesamt kann der Bruch bei Padjans Begräbnis auf eine einzige Ursache zurückgeführt werden: auf eine Inkongruenz zwischen dem sozialen Bedeutungsrahmen und den Formen der gesellschaftlichen Interaktion – eine Un-

stimmigkeit, die daher rührt, dass ein religiöses Symbolsystem, das einer bäuerlichen Sozialstruktur entspricht, in einer urbanen Umgebung fortbesteht.“ (ebd.: 131)

Das Ereignis des prekären Begräbnisses hat also einen systematischen Hintergrund: Das Auseinanderdriften von aktuellem sozialem Gefüge und (noch gültigen) kulturellen Vorstellungen. Das Ereignis, definiert als Irritation von Handlungs- und Deutungsroutrinen, wertet Geertz als Indikator für eine solche Drift zwischen sozialem und kulturellem System¹. Irritationen könnten als Voranzeiger für gesellschaftlichen Wandel gelesen werden, denn eine solche Drift sei der Motor jedweden gesellschaftlichen Wandels (vgl. ebd.: 98f.).

Liegt hier auch die Erklärung dafür, dass allein das Reden über Einwohnerrückgang und Leerstand, geschweige denn über ein langfristiges Schrumpfen von Städten, so Tabu-Beladen und konfliktthaft war? Liegt im Fall der schrumpfenden Städte eine solche Drift zwischen sozialem und kulturellem System vor? Oder genauer: verändert sich die soziale Realität der Stadt schneller als kulturell verankerte Konzepte darüber, was eine Stadt ausmacht? Falls ja, würde das bedeuten, dass im Zuge dieses Ereignisses mit Prozessen kulturellen Wandels zu rechnen wäre? Würden die Schrumpfungprozesse die Vorstellungen davon, was eine Stadt sei und wie sie sich entwickeln müsse, derart erschüttern, dass sich die Vorstellungen ändern? Im Exposé zum Dissertationsprojekt formulierte ich im Sommer 2000 mit Bezug auf das anvisierte Forschungsfeld Chemnitz folgende Hypothesen²:

„(1) Der aktuelle Stadtentwicklungsdiskurs (in Chemnitz) ist vermutlich geprägt von einer zunehmenden Inkongruenz zwischen gesellschaftlicher Realität und den kulturellen Mustern der Akteure. Diese Inkongruenz zieht sich durch öffentliche, planerische und teilweise auch wissenschaftliche Diskussionen und wirkt sich vermutlich hemmend auf die Entwicklung positiver Handlungskonzepte aus.

(2) Diese Inkongruenz ist sehr wahrscheinlich gekennzeichnet durch eine dynamische Entwicklung im sozialen System, während die kulturellen Muster an überkommenen städtischen Konzepten festhalten. Damit ergäben sich nach Geertz' Konzept ... Potenziale für den Wandel der Kultur, der Vorstellungen, der Bilder.“³

1 Zu den Begriffsdefinitionen S. 33f.

2 Zum Status dieser Hypothesen S. 59f.

3 Unveröffentlicht, aus dem Exposé zur Bewerbung um ein Stipendium bei der Hans-Böckler-Stiftung.

Mein Hauptinteresse galt also dem Potenzial einer Drift zwischen Modell und Wirklichkeit für eine Veränderung der Entwicklungskonzepte. Sind die schrumpfenden Städte tatsächlich einer der Glockenschläge, die ein Ende des Wachstumparadigmas einläuten könnten? Und was käme dann? Die Frage, die ich verfolgen wollte, war die nach kulturellem Wandel.

Forschungsgegenstand: Wechselwirkungen zwischen kollektiven Sinnstrukturen und empirischem Ereignis

Diese erste Konkretisierung des Forschungsinteresses brachte neue Fragen mit sich. Hieße das, der Gegenstand des Forschungsprojekts wären sowohl die Deutungen als auch die Realität? Doch wie sollte man „die Realität“ erheben? Und wie sollte man eine objektive Realität in Bezug zur kulturellen Vorstellung von der Welt setzen, und das in einer empirischen Untersuchung? Innerhalb einer gemäßigt konstruktivistischen Position, die davon ausgeht, dass Menschen die Welt anhand von historisch entwickelten, sich verändernden Sinnsystemen wahrnehmen und interpretieren, kann man nicht gleichzeitig davon ausgehen, die soziale Welt als eine objektive Realität beschreiben zu können. Schließlich ist es das Kennzeichen konstruktivistischer Positionen, dass

„von den verschiedenen Konstruktivismen von Schütz bis Glasersfeld in Frage gestellt [wird], dass die äußere Realität *unmittelbar* (Hervorhebung im Original) zugänglich sei – d.h. unabhängig von Wahrnehmung und Begriffen, die wir verwenden und konstruieren. ... Dies hat Konsequenzen für die Frage, ob eine Repräsentation (der Wirklichkeit, eines Prozesses oder Gegenstandes) auf ihre Richtigkeit hin am ‚Original überprüft‘ werden kann.“ (Flick 2000: 152f.)

Diese Diskussion ist vor allem aus der philosophischen Debatte um den Konstruktivismus oder aus den Theorien der Semiotik bekannt. Letztere „weisen auf die Unmöglichkeit einer Weltsicht hin, die nicht in irgendeiner Form auf einem Beschreibungssystem und einer Interpretation in dessen Rahmen beruht.“ (Plümacher 1998: 49) Bei der Analyse der Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem, von Signifikat und Signifikant, geht es nicht um die Relation von Zeichen und Welt, die Symboltheorie hat sich auf die Analyse des *Symbolgebrauchs* und der Beziehung der Zeichensysteme zueinander zu beschränken (vgl. ebd.).

Das heißt jedoch nicht, dass man die Existenz der sozialen Realität als theoretische Kategorie in Frage stellen muss. Die entscheidende Fra-

ge ist vielmehr: Wenn man die Realität empirisch nicht beschreiben kann, weil auch sozialwissenschaftliche Kategorien bereits Konstruktionen der Wirklichkeit sind, wie soll man also das Vorhandensein einer Drift zwischen kulturellem und sozialem System, zwischen Vorstellungen und Realität diagnostizieren? Ich möchte diese Frage mit einem kurzen Vorgriff auf das Theoriekapitel beantworten.

Sahlins (1992, 1994) greift die Heuristik der Reibung zwischen kulturellem System und Realität wieder auf und beschreibt differenzierter den Wandlungsprozess des kulturellen Systems. Dabei bezieht er sich empirisch auf die Ereignisse zwischen Landung und Tod des Kapitän Cook auf Hawaii. Das Ereignis der Landung stellt aus der Perspektive eines wissenschaftlichen Beobachters, der sowohl mit der Kultur der Entdecker als auch mit der Kultur der Hawaiianer vertraut ist, eine Wirklichkeit dar, die den hawaiianischen kulturellen Kategorien gegenüber widerständig ist. Widerständig heißt, das Ereignis reibt sich an den vorhandenen Deutungsstrukturen, eine spontane, routinierte Interpretation ist den Hawaiianern nicht möglich. Welche Bedeutung soll man der Landung eines sehr großen Boots mit weißen Männern an Bord zuschreiben? „Die Welt ist nicht gezwungen, sich der Logik zu fügen, mit der manche Menschen sie wahrnehmen.“ (Sahlins 1992: 135)

Nichtsdestotrotz wurde das Ereignis der kulturellen Logik Hawaiis unterworfen. Die Landung Cooks wurde als die Ankunft des Gottes Lono interpretiert. Im Zuge dieses und der folgenden Ereignisse veränderten sich kulturelle Kategorien indem sie angewendet, reproduziert wurden. Sahlins kommt also zu dem Schluss, dass „die Transformation einer Kultur ein Modus ihrer Reproduktion ist.“ (ebd.), siehe dazu ausführlich ab Seite 39.

Damit lenkt Sahlins die Aufmerksamkeit von der Beziehung zwischen kulturellem und sozialem System weg in Richtung der Wechselwirkung von Struktur und Ereignis – Struktur meint hier das kulturelle System. Das Ereignis ist sowohl bei Geertz als auch bei Sahlins Ausdruck einer Erschütterung der kulturellen Kategorien durch einen konkreten empirischen Kontext.⁴ Im Falle des Begräbnisses auf Java besteht der empirische Kontext in den neuen sozialen und politischen Gruppierungen, die den gleichzeitig bestehenden kulturellen Kategorien von

4 Die Formulierung „empirischer Kontext“ wird von Sahlins parallel zu „Wirklichkeit“ gebraucht. Ich entscheide mich für den Begriff der empirischen Kontexte, da er genauer auf eine konkrete Situation abzielt und nicht den Beiklang hat, objektive Erkenntnis zu suggerieren. Im Gegenteil, empirische Arbeit ist immer der methodisch begründete Versuch, die empirische Welt zu erfassen.

Trauer, Begräbnis und Seelenwanderung gegenüberstehen. Im Falle der Landung Kapitän Cooks muss die Landung eines ungewohnt großen und fremdartigen Schiffes mit weißhäutigen Fremden als Besatzung erklärt werden. Bestehende Bedeutungsstränge werden also durch empirische Kontexte herausgefordert, die gewohnte Wahrnehmungsroutinen überlasten.

Demzufolge ist es also das Ereignis, das für den wissenschaftlichen Beobachter als Indikator fungiert, um eine Drift, einen Reibungsprozess zwischen Realität und Kultur zu erkennen. Belege für eine solche Drift zwischen kulturellem und sozialem System wären dann in Irritationen, in Sprachlosigkeit und vor allem in der Deutungsarbeit zu suchen, die im Zuge des Ereignisses aufflammt. Deutungsrountinen dürften nicht mehr die vertraute empirische Unterstützung finden, die gewohnten Konstruktions- und Argumentationsmechanismen müssten versagen bzw. deutlich irritiert werden. Wenn man davon ausgeht, dass Bedeutungssysteme die Basis für Handlungsentscheidungen sind, dann müssten im Falle solcher Ereignisse auch die Handlungsrountinen irritiert werden bzw. aussetzen. Es müsste eine Reflexion der Handlungsoptionen beobachtbar sein und evtl. die Entwicklung neuer, bis dahin unbekannter Handlungsmöglichkeiten. Der Gegenstand, der zu erforschen ist, wenn man sich der Analyse kultureller Wandlungsprozesse widmet, sind also die Deutungen von Ereignissen bzw. die Deutungsarbeit der Subjekte bzw. Kollektive, die in das Ereignis involviert sind.

Der Gegenstand des Projekts ist also nicht die schrumpfende Stadt, sondern das Interesse gilt den kulturellen, historisch gewordenen Vorstellungen von Stadtentwicklung, den Deutungsmustern bzw. den kollektiven Sinnstrukturen (zu den Begriffen ab Seite 31) In einem frühen Stadium des Projekts formulierte ich die Fragestellung noch so, dass ich die Veränderung der Vorstellungen von *Stadt* untersuchen wolle. Während der Erhebung wurde deutlich, dass die Deutungsmuster, die im Feld verhandelt wurden, sich nicht auf ein statisches, ausformuliertes Modell von ‚Stadt‘ beziehen, sondern allesamt Entwicklungskonzepte sind. Gegenstand meiner Forschung sind also Deutungsmuster von *Stadtentwicklung* und ihre Reibung mit dem empirischen Ereignis des Schrumpfens von Städten.

Stand der Forschung: Schrumpfende Städte, Stadtumbau und die Rede vom Paradigmenwechsel

Phasen und Themen des Diskurses

Nicht nur die Praxis der Stadtentwicklung, auch der wissenschaftliche Diskurs wurde im 20. Jahrhundert von der Vorstellung permanenten Wachstums dominiert, die Faszination von Größe und Wachstum begleitete die stadtsoziologische Forschung über Jahrzehnte. Wirths Definitionskriterien für Städte – Größe, Dichte und Heterogenität (vgl. Wirth 1974: 48) – prägten das wissenschaftliche Verständnis von Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bevölkerungswachstum durch Arbeitsmigration war dabei die Entwicklungsdynamik, die benötigt wurde, um diese Kriterien zu erfüllen. Wachstum wurde so in der Stadtforschung zum konstitutiven Element des Stadt-Begriffs. Die „urban-size-ratchet“-Theorie⁵ des amerikanischen Stadtökonom Wilbur Thomson (1965: 24) stellte gar die Behauptung auf, dass Städte mit mehr als einer viertel Million Einwohnern aufgrund der Binnennachfrage nicht mehr schrumpfen könnten. Kabisch u.a. (2004: 24) stellen fest, dass die sozialökologischen und die politökonomischen Theorieansätze der Stadtsoziologie – zwei der großen klassischen Theorieströmungen, die stadtsoziologische Arbeiten im vergangenen Jahrhundert bestimmt haben – nur in der Lage sind, Prozesse aus der Wachstumsperspektive heraus zu betrachten.

„Schrumpfung liegt also quer zu den wesentlichen Theoriesträngen der Stadtsoziologie, und in der Folge hat die wissenschaftliche Debatte Schwierigkeiten, das Thema aufzunehmen, abzugrenzen und in der gebotenen intellektuellen Tiefe zu behandeln.“ (ebd.)

Gegen Ende der 1990er Jahre, angestoßen durch die Wohnungsleerstände im Osten Deutschlands, wurde das Diskussionsangebot von Häußermann und Siebel, auf das die Autoren nach eigenen Angaben über Jahre nur „steinernes Schweigen“ ernteten (zitiert nach Hannemann 2004: 74) wieder aufgenommen. Die Artikel werden heute in fast allen stadtsoziologischen Beiträgen zum Thema zitiert. Der Diskurs hat seine ersten Klassiker.

5 „Ratchet“ kann übersetzt werden mit „Ratsche“ und meint das Prinzip des Sperrens der Rückwärtsbewegung.

Der Aufruf von Weiske und Schmitt (2000) zu einem breiten Dialog unter WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen wurde mitgerissen von einer Welle plötzlich gleichzeitig entstehender Beiträge, nachdem die so genannte „Leerstandskommission“ mit ihrem Bericht (Pfeiffer u.a. 2000) das Eis brach, jener Bericht, in dem die Zahl der leer stehenden Wohnungen im Osten der Republik erstmals mit ca. einer Million beziffert wurde. Nur sechs Jahre später (mit Stand 24. Nov. 2006) zählt die Bundestransferstelle Stadtumbau Ost 1536 Publikationen zum Thema auf ihrer Homepage, einschließlich der grauen Literatur⁶.

Inzwischen ist es Alltagsgeschäft der Stadtforschung, von schrumpfenden Städten zu sprechen und über sie zu forschen. Längst ist anerkannt, dass Schrumpfungsprozesse zu Dauerphänomenen der Stadtentwicklung in Deutschland zählen werden, dass die Stadtpolitik und die Stadtplanung sich in einer schrumpfenden Entwicklung neu finden und definieren müssen, und das nicht nur in Ostdeutschland, nicht einmal nur in Deutschland. Einen Überblick über die weltweiten Ausmaße städtischer Schrumpfungsprozesse gibt der „Atlas der schrumpfenden Städte“ (Oswalt und Rieniets 2006)

Der Diskurs zum Thema schrumpfende Städte lässt sich m.E. rückblickend in drei Phasen einteilen. Da wäre zunächst die Phase der *Tabuisierung* des Themas in Politik und Wissenschaft, die bis in das Jahr 2000 hineinreicht und spätestens mit der Veröffentlichung des Berichts der Leerstandskommission endet (ausführlich beschrieben bei Hannemann 2004: 77ff.). Dem folgte etwa von 2000 bis etwa 2003 die Phase der *Problematisierung*, für die eine Mischung aus praxisbezogenen und alarmierenden, appellierenden Beiträgen charakteristisch war. Etwa seit etwa 2004 beginnt nun eine Phase der *Differenzierung* des Themas und der Beiträge, die zunehmend analytischer und weniger normativ gestaltet werden.

In der Phase der Problematisierung durchziehen zwei wesentliche Motive die Beiträge zum Thema: Auf der einen Seite ist von Schwierigkeiten die Rede, von einer Krise, von Verlusten und Abwärtsspiralen. Auf der anderen Seite, meist in denselben Beiträgen – und tendenziell am Schluss – werden Chancen und Möglichkeiten beschrieben, Experimente eingefordert, Kreativität und Mut oder Gelassenheit angemahnt. Exemplarisch stehen für letzteren Komplex der Aufsatz von Schröer (2002), das Initiativprojekt „Shrinking Cities“ der Kulturstiftung des Bundes, das 2002 startete (Oswalt 2005, 2004b) oder die IBA Stadtumbau 2010 in Sachsen-Anhalt (zur IBA vgl. Publikationsreihe „Die ande-

6 Vgl. <http://www.stadtumbau-ost.info/>, zuletzt aufgerufen am 24.11.2006.

ren Städte“, Band 1 und 2 – IBA-Büro 2004). Diese parallele Darstellung von Problemen einerseits und Chancen andererseits ist charakteristisch für viele Praxisberichte, so zum Beispiel bei Fischer (2001a und b, 2002), Lütke Daldrup (2003) oder für die frühen Problemaufrisse in den Fachpublikationen, etwa bei Glock (2002), Müller u.a. (2003a) oder Winkel (2003).

Obwohl sich das Thema also mit einer Fülle von Beiträgen in der Stadtforschung etabliert hat, kommen Kabisch u.a. (2004: 23) zu dem Schluss, dass „originär stadtwissenschaftliche Beiträge“ selten geblieben seien. Ihrer – und meiner Einschätzung zufolge stehen die meisten Beiträge in einer anwendungsorientierten Perspektive, die sich mit Fragen der (statistischen) Ursachen, der Folgen für die Wohnungswirtschaft, die Infrastruktur oder die Kommunalhaushalte beschäftigen, das städtebauliche Instrumentarium reflektieren, aus der Praxis berichten und die praktischen Erfahrungen reflektieren.

Parallel zu den praxisbezogenen Beiträgen entstand in der Phase der Problematisierung eine Vielzahl von Beiträgen mit appellativem Charakter. Sie rufen zur Reflexion und zur gesellschaftlichen bzw. historischen Einordnung des Themas auf und bieten ihrerseits Reflexionsansätze. Bernt, der diese Zweiteilung des Diskurses ebenfalls beobachtet, charakterisiert letztere als stark normativ orientierte Beiträge, die sich wenig „um einen Bezug zur politischen Wirklichkeit ... scheren“ und nennt exemplarisch Oswald et al. 2002, Lang, Tenz 2003 sowie Kil 2004a (vgl. Bernt 2005: 109).

All dies sind Beiträge, die auf verschiedene Art den offenen, reflexiven Umgang mit der eingetretenen Entwicklung fordern. Der Artikel von Weiske und Schmitt (2000) war hier einer der Pionierartikel, der zum breiten Diskurs auf allen Ebenen und zur Neubestimmung des Entwicklungsbegriffs aufrief. In diesem Sinne wird – zumindest in der wissenschaftlichen Reflexion – das Ende des Wachstumsparadigmas eingeläutet und die Ausgestaltung einer neuen Epoche im Städtebau bzw. in der (ostdeutschen) Gesellschaft eingefordert. Diese Epoche habe mit anhaltenden und irreversiblen Schrumpfungsprozessen zu rechnen. Mit Titeln bzw. Schlagworten wie „Luxus der Leere“ (Kil 2004a), „Stadtumbau und Spaß dabei“ (Schröder 2002), „less is more“ (Schröder u.a. 2003), werden Skizzen einer neuen Zeit, eines neuen Selbstverständnisses von Stadtplanung entworfen. Themen wie städtebauliche Experimente, Kreativität, demokratische Nutzung von Freiräumen bzw. frei gewordenen Räumen und alternative Denkweisen des Städtischen – oder eben nicht mehr Städtischen – stehen hier im Vordergrund.

Hier einzuordnen sind auch die zahlreichen künstlerischen Beiträge, v.a. das oben bereits erwähnte Initiativprojekt „Shrinking Cities“ (vgl.

Oswalt 2004b) oder das Projekt „Superumbau – die verkunstete Platte“ in Hoyerswerda⁷, charakteristisch für diesen Strang etwa der Beitrag von Steiner (2003): „Wenn alles leer steht ... Kunst!“. Betont wird der Leerstand als Freiraum für experimentelles Handeln, das neue Orientierungen in kultureller oder sozialer Hinsicht befördern soll. Die oben bereits erwähnte Internationale Bauausstellung „IBA Stadtumbau 2010“ in Sachsen-Anhalt und ihre Publikationsreihe „Die anderen Städte“ gehören ebenfalls zu dieser Gruppe von Beiträgen, entsprechend ist der Titel des ersten Bandes auch „Experiment“ (IBA-Büro 2004).

Inzwischen beginnt sich die wissenschaftliche Diskussion zu differenzieren und tritt damit in die dritte Phase, die durch die Ausbildung von speziellen Themenstellungen gekennzeichnet sein wird. Das Thema ist nun nicht mehr neu, die Beiträge beginnen nicht mehr mit der Verkündung der ungeheuerlichen Nachricht. Die experimentellen, appellativen Texte werden von systematischeren und spezialisierteren Darstellungen abgelöst. Die ersten Monographien von Forschungsprojekten erscheinen wie beispielsweise die Pionierstudie von Hannemann (2004), die Schrumpfungprozesse in ostdeutschen Kleinstädten untersucht, eine Fallstudie zum Stadtumbau, seinen Akteuren und dessen Wahrnehmung (Kabisch u.a. 2004), ein Vergleich der Stadtpolitik in schrumpfenden Städten (Glock 2006), oder eine systematische Ausarbeitung des Themas aus planerischer Sicht bei Weidner (2005). Der ausgeblendete Teil der Stadtgeschichte – die Schrumpfungprozesse, die es in Mitteleuropa wiederholt gegeben hat, werden aufgearbeitet (vgl. Benke 2004). Das Thema wird international in den Blick genommen (Berliner Debatte Initial 18, 1/2007, Steinführer und Haase 2007, Kunzmann 2003, www.shrinkingcities.com), es wird an Theorien angebunden, etwa an die Urban Regime Theorie (vgl. Bürkner 2005) oder an demographische Theorien wie den Zweiten Demographischen Übergang (vgl. Steinführer und Haase 2007).

In der stadtsoziologischen bzw. raumwissenschaftlichen Diskussion bilden sich Themencluster heraus, etwa die Thematisierung von Prozessen der Entscheidungsfindung und den dazugehörigen Akteurskonstellationen (vgl. v.a. Weiske u.a. 2005), die Beziehung zwischen Schrumpfung und Suburbanisierung (vgl. u.a. Köppen 2005, Nussl und Rink 2004, Kühn 2001). Ein Thema, das quasi für verschiedene Diskursstränge verbindend wirkt, ist das Potenzial von Brachflächen. Diese werden von den Planungspraktikern genauso besprochen wie von den Künstlern,

7 Vgl. <http://www.spirit-of-zuse.de/kunstbereich/verkunsteteplatte/platte/index2.htm>, zuletzt aufgerufen am 04.08.2005.

Architekten und Philosophen, von den Ingenieurwissenschaftlern und Ökologen genauso wie von den Beteiligungsforschern und -praktikern⁸.

Kennzeichnend für die jetzige, dritte Phase der Diskussion ist auch, dass Einigkeit darüber besteht, dass die Phänomene in Ostdeutschland kein Sonderfall sind, sondern nur zuspitzen, was sich als grundsätzliche, allgemeine Tendenz auch in weiten Teilen der Bundesrepublik, Europas bzw. überhaupt der westlichen Welt abspielen wird. Überall da, wo die Deindustrialisierung bzw. Deökonomisierung Wanderungsschübe auslöst, wo aufgrund einer Geburtenrate unterhalb des Reproduktionsniveaus, aufgrund von Suburbanisierung oder neuer, noch nicht beobachteter Ursachenkomplexe die Einwohnerzahlen in Zukunft sinken und bauliche Strukturen brach fallen, wird über kurz oder lang die Rede sein von schrumpfenden Städten und Regionen. (Kil 2004a, Hannemann 2004, Müller u.a. 2003a: 12) Die Bundesregierung hat längst ein Programm Stadtumbau-West aufgelegt, seitdem ist die Version vom spezifisch ostdeutschen Problem offiziell ad acta gelegt. Die Brücke wird geschlagen zu den Erfahrungen des Ruhrgebiets (exemplarisch Ganser 2003). Die Erfahrungen in ostdeutschen Städten werden nun als Vorursphänomene gewertet (Hannemann u.a. 2002a: 263), der Osten als Testgelände angesehen (Kil 2004b: 20f.) bzw. die beobachteten Phänomene als lediglich quantitative Zuspitzung allgemeiner Phänomene (Müller u.a. 2003a: 12) betrachtet.

Begriffsdefinitionen

Dass in den 1990er Jahren noch eine Tabuisierung des Themas vorherrschte, war auch damit verbunden, dass ein Begriffsapparat fehlte, der allgemein anerkannt und verwendet wurde. Diese Begriffslosigkeit ist inzwischen überwunden. Man spricht von der Entwicklung als dem „Schrumpfen von Städten“, die Städte heißen entsprechend „schrumpfende Städte“.

„Schrumpfende Stadt‘ ist in Stadtplanung und Stadtsoziologie ein terminus technicus geworden, mit dem man Städte klassifiziert, deren Einwohnerzahl in erheblichem Maße zurückgeht, und bei denen es so aussieht, als wäre dies von Dauer.“ (Führ 2004: 129)

Alternative Vorschläge wie etwa die lean city (Lang und Tenz 2003) oder auch die Charakterisierung der entstandenen Räume als deep space

8 Vgl. exemplarisch den Sammelband „Stadtentwicklung rückwärts! Branchen als Chance?“ Müller u.a. 2003b.

(Haas und Schulze-Bäing 2003) haben sich nicht durchgesetzt. Dafür ist der Begriff „perforierte Stadt“ zur Beschreibung des sozialräumlichen Zustands schrumpfender Städte inzwischen gebräuchlich (vgl. Doehler 2003, Stadtbauwelt Heft 24/2001). Der Begriff des Schrumpfens wird hin und wieder als eigentlich nicht zutreffend kritisiert, da die Städte sich nicht in der Fläche zusammenziehen, wie das Wort „Schrumpfen“ suggeriert. (u.a. Weiske und Schmitt 2000, Führ 2004: 130f., 145, Fischer 2002) Weitere dominierende Begriffe sind der „Stadumbau“ sowie der „Rückbau“ als Antwort der Stadtplanung auf den Schrumpfungsprozess. Zu Recht stellen Kabisch u.a. (2004: 16) fest, dass die Begrifflichkeiten zunehmend unscharf verwendet werden und dass diese mangelnde Begriffsschärfe

„zum Großteil eine Folge politischer Motive in der Problembeschreibung (ist, KG), denn in der öffentlichen Diskussion wird nach wie vor versucht, negative Assoziationen zu vermeiden und nur positive Botschaften zu vermitteln. Abrisse werden dabei als ‚Rückbau‘ oder ‚Umbau‘ etikettiert, der Rückgang an Einwohnerzahlen, Wirtschaftskraft und Infrastruktur wird nicht als ‚Schrumpfung‘ beschrieben, sondern als ‚Verkleinerung‘, ‚Rückzug‘, oder sogar als Bewegung zur ‚lean city‘.“ (Kabisch u.a. 2004: 16)

Viele Autoren weisen darauf hin, dass eine Reduzierung des Themas auf Bevölkerungsrückgang und Wohnungsleerstand zu kurz greift, um das Phänomen der Stadtschrumpfung adäquat zu erfassen, so wie etwa Hannemann feststellt: „Zusammenfassend folgt die Debatte folgender Formel: Bevölkerungsrückgang = Leerstand = „Platte“ = Rückbau (Abriss).“ (Hannemann 2002: 67). Haller, dessen Ziel es ist, Begrifflichkeiten zu klären, kritisiert diese Engführungen ebenfalls, versucht den Begriff Schrumpfung zu erweitern und schreibt:

„Es geht also um die ‚Schrumpfung‘ von Städten, um den dauerhaften Verlust von Einwohnern sowie die anhaltend nachlassende wirtschaftliche Dynamik in vielen Regionen Deutschlands, Europas und der Welt.“ (Haller 2004)

Diese und ähnliche Definitionen sind m.E. nicht weiterführend, da mit der nachlassenden wirtschaftlichen Dynamik nur eine von mehreren Ursachen in eine Definition integriert wird. Schrumpfungsprozesse, die durch andere Ursachenkomplexe, etwa Kriege, Suburbanisierung oder demographische Faktoren ausgelöst werden, würden hier nicht erfasst. Eine ganz andere Variante ist die Definition von Bürkner (2003), der ebenfalls aus einer Kritik der Verengungen des aktuellen stadtpolitischen Diskurses heraus folgende Definition vorschlägt:

„Schrumpfung wird als Prozess der sozialräumlichen Restrukturierung begriffen, d.h. sowohl soziale als auch physische Räume (z.B. gebaute Strukturen) sowie ihr Verhältnis zueinander wandeln sich – teilweise recht abrupt. Ihre wechselseitige Passfähigkeit nimmt ab.“ (Bürkner 2003: 1)

Diese Definition fokussiert die Wechselwirkungen zwischen sozialen Prozessen und räumlichen Strukturen und trifft m.E. als genuin stadtsoziologische Definition den Kern. Der Verzicht auf eine Festlegung von Ursachen und Phänomenen macht diese Definition besonders auch zur Einordnung von historischen und anderen internationalen Schrumpfungsprozessen fruchtbar. Lediglich fehlt hier die Ausrichtung auf abnehmende Prozesse, sie könnte so auch für ein explosionsartiges Wachstum von Städten stehen. Ich schlage in Anlehnung an Bürkner also folgende Definition vor:

Stadtschrumpfung wird als Prozess der sozialräumlichen Restrukturierung unter den Bedingungen einer dauerhaft sinkenden Einwohnerzahl begriffen, bei dem sich soziale und physische Räume sowie ihr Verhältnis zueinander wandeln und ihre wechselseitige Passfähigkeit abnimmt.

Mit der abnehmenden Passfähigkeit kommt es zu den für schrumpfende Städte typischen Phänomenen wie etwa dem Brachfallen gebauter Strukturen oder der Unterauslastungen der städtischen Infrastruktur. Weitere Forschung wird sehr wahrscheinlich noch andere solche Phänomene herauszuarbeiten helfen, etwa die Auswirkungen auf Segregationsprozesse, auf soziale Netze oder stadtökologische Problemstellungen. Ansätze dazu finden sich bei Heydenreich (2002), Wiest und Hill (2004), Schiller u.a. (2003).

Ich schlage vor, alle weiteren Merkmale als verschiedene Ursachen von Schrumpfungsprozessen zu fassen, die von Fall zu Fall variieren können. Über verschiedene Ursachenkomplexe ließen sich Typen von schrumpfenden Städten beschreiben. Die Diskussion der Ursachen für Schrumpfungsprozesse bezog sich zunächst auf die aktuellen Phänomene in Ostdeutschland und erfuhr dann eine Erweiterung sowohl für historische sowie andere weltweite Schrumpfungsprozesse. Für Ostdeutschland gilt ein Komplex aus drei wesentlichen Ursachen als anerkannt: die Deindustrialisierung, die Suburbanisierung und der demographische Wandel (vgl. exemplarisch Banse und Effenberger 2002, Glock 2002, Hannemann u.a. 2002b, Prigge 2005, Rietdorf 2001). Von Hannemann werden diese drei Komplexe im Kontext ihrer Forschung zu Kleinstädten noch weiter zugespitzt. Sie stellt fest, dass es sich bei den wirtschaftlichen Prozessen nicht nur um Deindustrialisierung handelt, sondern

dass auch andere Wirtschaftsbereiche, wie Landwirtschaft oder Militär zusammenbrechen und man demzufolge von einer Deökonomisierung sprechen müsse. Auch schlägt sie vor, von Desurbanisierung statt lediglich von Suburbanisierung zu sprechen und von Depopulation statt von Bevölkerungsrückgängen (vgl. Hannemann 2003, 18f.).

Der Begriff *Stadtumbau* wurde in der Stadtforschung bereits früher verwendet, – etwa als ökologischer Stadtumbau. Er erhielt im Zuge der Diskussion um schrumpfende Städte eine neue Ausrichtung (vgl. Haller 2004). Heute steht er allgemein für den Maßnahmenkomplex, der ergriffen wird, um den Schrumpfungsprozess der Städte zu gestalten, vgl. dazu vor allem die Dokumentationen der Programme Stadtumbau Ost und Stadtumbau West (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung 2003a, 2003b, 2004). Der Begriff ist ebenso unscharf gefasst wie der der schrumpfenden Städte. Er reicht von der Fokussierung auf Abriss-Maßnahmen über eine „Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität“ (Häußermann 2002: 29) bis hin zu dem Versuch, dem Begriff eine neue inhaltliche Ausrichtung zu geben als „eine umfassende Strategie zur Auseinandersetzung mit den neuen Herausforderungen von Stadtentwicklung unter Nachhaltigkeitsprämissen“ (Kabisch u.a. 2004: 16). Eine m.E. gute Definition von Stadtumbau gibt Haller (2004):

„Es geht – im Unterschied zu bisherigen Erfahrungen der Stadtentwicklung – erstmals in der deutschen Städtebaugeschichte um die systematische Operationalisierung eines Schrumpfungsprozesses mit ökonomischen, rechtlichen und planerischen Instrumenten“ (Haller 2004)

Zwei weitere Begriffe, die den Diskurs bestimmen, sind die Begriffe Abriss und Rückbau, die häufig synonym verwendet werden. Kabisch u.a. schlagen vor, diese beiden Begriffe sauber zu trennen, indem Rückbau für „sowohl den vollständigen Abriss eines Baukörpers als auch dessen teilweise Rückbildung im Sinne von Terrassierung von Gebäudeetagen oder dem Abtragen von Obergeschossen bis hin zur Umformung von Blockstrukturen zu freistehenden Wohngebäuden,“ stehen soll, Abriss dagegen für „die vollständige Beseitigung eines Baukörpers in relativ kurzer Zeit“ verwendet werden soll. (Kabisch u.a. 2004: 17)

Als letztes möchte ich noch explizit auf die Diskussion um einen möglichen Paradigmenwechsel in der Entwicklung der Städte eingehen, da dies für die Frage nach dem Wandel von Sinnstrukturen besonders relevant ist.